

Bannumgang

Autor(en): **Wirz, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **26 (1961-1962)**

Heft 1

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859558>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

im roten Dachreiterchen der Kirche zu läuten. Ist es schon so spät? Ich lausche dem hellen Bimmeln. Wie windverwehte Silbertropfen fallen die Töne . . .
Der Hahn kräht.

Feischteri

D Brunnstube butze! Wär isch nit derby?
Es Ruedel Buebe wüsch und fägt wie lätz.
«s isch chüel.» «Jä chüel? Däm sait men ysig cholt.»
Und blybt ein stoh, verschnuoft e churze Rung,
dno friert er weissgott zmitts im Summer inn. —
Mer were jez so wyt. Und alehüpp
do d Leitren uf! I bi der Letscht wo goht.
Der Vorder schlot der Deckel zue, schnydt ab.
I bi elleig und polteren an d Tür.
Kei Mux, kei Wank! «He, lüpf der Deckel doch!
Mach uf!» — «Mach uf!» — Wär rüeft? — Bloss s Echo schlot
an d Wand. I bi elleig und d Feischteri schluckt
mi, d Chölti chrallet dry. Und d Wand isch nass
und schliferig und cholt, so cholt und tot.
«Mach uf! I will nit! Nei, i will an s Liecht!» —
Jez rütscht der Deckel. «Chumm, du Förchtibutz!»
Die andre lache. S isch mer glych. I ha
doch d Sunne, d Wermi, ha doch s Liecht. Das rünnt
jez dur mi dure, strychlet grad wie wenn
mi d Mueter strychle det und Aehli miech. —
Und hütte, säg, lyt nit e Deckel uf
der Wält? So schwer und cholt und bluetignass!
Wär lüpf en uf? Mer wei ans s Liecht, an d Sunn! —
«Gottvatter, lüpf en uf! S isch höchschti Zyt.
Mer wei an d Sunn, an s Liecht! Se, lüpf en uf!»

Bannumgang

Nein, hier wird nichts erzählt von dem geschichtlichen Ereignis des Bannumganges, sondern nur berichtet, wie ein Mann, der nach vielen Jahren in sein Heimatdorf zurückkehrt, mit seinem Jugendfreund über Feld geht.

Hans Imhof kehrt ins Dorf zurück zu Phyli. Nach dem Essen stecken sich die beiden einen Stumpen an, und auf die Frage, was er nun unternehmen möchte, erklärt Hans, am liebsten würde er ein wenig durch das Dorf gehen und dann über Feld gegen die Bünte. Sie gehen durch das Dorf, und es geschieht, dass da und dort ein Mann, der ihnen entgegenkommt oder aus einer Türe tritt, bei ihnen stehen bleibt. Es ist ein Schulkamerad. Man wechselt einige Worte, und Hans freut sich, dass man sich seiner nach so manchen Jahren noch erinnert. Wie sie vor einem Hause stehen, geht ein Fensterchen auf. Ein Frauenkopf erscheint im Rahmen grauer Haare.

«Kennst du die nicht mehr?»

«Ich kann sie nicht heimstellen.»

«Grüss Gott, Hans!»

Und Phyli hilft nach: «Brodbecks Marie.»

Jetzt grüsst Hans zurück und während er dies tut, sieht er ein Mädchen vor sich in der Schulbank sitzen. Er hält seine blonden Zöpfe gleich einem Leitseil in der Hand und will sie an der Lehne befestigen. Aber der Lehrer entdeckt den Frevel, bevor er ausgeführt, und der Stock saust.

Sie sind den Weg hinaufgegangen, der steil hinter den Häusern gegen die Bünthe steigt. Schon nach wenigen Schritten stehen sie über den Dächern, den schwarzbraunen, vom Alter gekrümmten Dächern. Sie sehen zwischen den Häusern die Höfe und Gärtchen und auf die sonntägliche Strasse.

Der Weg hat die Höhe erreicht und zieht sich nun leicht ansteigend der Bünthe zu. Von beiden Seiten laufen die Weglein auf ihn zu. So ist er wie ein riesiger Stamm mit seinen Aesten, an denen Laub und Früchte hängen, die grünen Wiesen und die braunen Aecker.

Da liegt der Rebberg. Jetzt kann man die einzelnen Stücke nicht unterscheiden, wie im Frühjahr oder im Sommer, wenn über dem einen schon der Mantel des blaugrünen Kupfervitriols liegt, indes das Nachbarstück noch unberührt ist. Jetzt tragen alle die ausgleichende Farbe des Herbstes.

«Das ist unser Stück», sagt Hans, und er biegt ab und steigt die Stufen hinauf, die durch die graue Mauer klettern. Er geht durch die schmalen Weglein, und da und dort entdeckt er unter dem Laub noch eine überreife Traube, die der Winzer übersehen und die die Vögel noch nicht beachtet haben. Er hält Nachlese und isst, als ob es seine Trauben, seine Reben wären.

Dann gehen sie weiter den Weg, der durch die grünen Wiesen und die braunen Aecker läuft, und sein Freund erzählt ihm, wem dieses oder jenes Stück Land gehöre und was man heute säe und pflanze. Jetzt sind sie auf der Bünthe. Hier ist der beste Boden im Bann, nicht zu schwer und nicht zu leicht, nicht lauter Lehm, sondern mit feinem Sand gemischt, der ihn stets locker hält.

«Das ist unsere Bünthe», sagt Hans, und er bleibt vor einem grossen Acker stehen, an dessen Rand ein mächtiger Nussbaum schattet. Die Hälfte des Ackers ist umgebrochen. Die braunen Schollen glänzen. Der Pflug steckt noch in der Furche. Morgen wird der Bauer wieder kommen und sein Werk zu Ende führen. Und Hans sieht das Bild, er sieht seinen Grossvater.

Dort hat er das Ende des Ackers erreicht. Er hebt den Pflug aus der Furche, er schabt mit einem Holz die Scharen rein, er tätschelt den Pferden ermunternd auf die Häuse, er wendet sie und stellt den Pflug zurecht, reckt sich und blickt über die Länge des Ackers und freut sich an den schnurgeraden Furchen. Hans erinnert sich, wie der Grossvater ihm einst während der Vesperpause vom Ackern gesprochen und gesagt hatte, dass ein Bauer, und wäre er der grösste, der den Pflug nicht mehr selbst führe, ein halbbatziger, eigentlich überhaupt keiner sei. Damals war ihm der Sinn dieser Worte nicht klar geworden. Er hatte den wortkargen Mann verwundert angesehen. — «So denn!» Die Braunen ziehen an. Grossvaters knochige Hände packen den Pflug und meistern ihn. Das blanke Eisen fährt in die Erde und legt braune, feuchte Schollen zur Seite.

Sie gehen weiter und gelangen zu der Anhöhe, die ein Strässchen kreuzt, das aus dem Talkessel heraufsteigt und zum nächsten Dorf hinunterläuft. Hier sieht man an klaren Tagen einige Alpenspitzen herüberblitzen. Aber an diesem Nachmittag hängt ein Schleier am Himmel, ein matter Silberschleier, der sich über das Land legt. So ist alles ausgeglichen; die starken Farben des Sommers und des Herbstes sind verwischt, das sieghafte Leuchten der Jugend erloschen. In wenigen Wochen liegt hier der erste Schnee. Und siehe, sie haben schon dem Wegrand nach die Tännchen gesteckt, die, wenn alles Land unter der

tiefen, weissen Decke begraben liegt, dem Wanderer Richtung und Ziel künden müssen. Aber wie dann, wenn es noch stockfinstere Nacht ist? Hans erinnert sich. Ist er nicht am frühen Morgen, wenn der Bauer in den Stall trat und die Ketten der Kühe klirrten, durch den knietiefen Schnee gewandert, gestapft. Das war ein mühseliges Gehen in der schwarzen Nacht. Da nützten auch die Wegtännlein nicht viel. Und mehr als einmal geschah es, dass er die Strasse verlor, er wusste es nicht. Bis er mit eins in einen Graben rutschte, in den weichen, neuen Schnee sank, und das grosse Reissbrett, das er wohl auch zuweilen auf dieser nächtlichen Schulfahrt mit sich trug, auf eigene Faust eine kleine Schlittenpartie unternahm.

Und heute? O, er möchte diese Schneesorger nicht missen. Sie gehören ihm zum Bild seines Dorfes, seiner Heimat.

Und die beiden gehen weiter, gehen in einem grossen Bogen um den Kessel, in dessen Mitte das Dorf sich duckt. Sie kommen auf ein Stück weit durch den Wald, sie treten wieder ins Freie und gehen weiter zwischen Aeckern und Matten durch, den Aeckern und Feldern der Heimat. Sie wechseln selten ein Wort. Phyli fühlt, was dieser Gang seinem Freund bedeutet.

Es fängt an zu dunkeln, und sie wenden sich dem Dorfe zu. Wie sie die ersten Häuser erreicht haben, hebt das Betzeitglöcklein zu läuten an.

«Phyli.»

«Ja?»

«Du bist mir nicht böse, wenn ich jetzt nicht mit dir heimkomme, jetzt nicht. Ich werde bald wieder kommen. Ich danke dir für den Gang.»

«Du hast nichts zu danken. Leb wohl, und komm bald wieder, wart nicht so lang.»

Sie trennen sich, und Hans wandert allein durch das Dorf. Er geht durch die engen Seitengässchen, die irgendwo zwischen Häusern und Schöpfen durchschlüpfen, durch kurze Fussweglein, die durch die Baumgärten trippeln. Und dabei tut er nichts anderes, als dass er auf die kleine Glocke hört, deren Läuten bald leiser, bald lauter zwischen Bäumen und Häusern zu ihm kommt.

Nun ist es Nacht geworden, die Lampen brennen. Jetzt wandert Hans Imhof der Höhe zu. Wo die Strasse um die Waldecke läuft, bleibt er stehen und schaut zurück. Er sieht vom Dorf nichts mehr als einzelne schwache Lichter und die dunkeln Umrisse der Häuser. Ueber dem Tal wölbt sich der Sternenhimmel, glitzert und funkelt über dem Tal der Heimat. Jetzt fällt ein Stundenschlag in die Stille der Nacht. Hans Imhof wendet sich. Er geht weiter durch den Wald. Auf der Höhe bleibt er am Grenzstein ein letztes Mal stehen. Er fährt mit der Hand über das verwitterte Mal und die Finger gleiten dem Zeichen seines Dorfes nach.

Fährlied

Redli, Redli lauf!
 D Fähri fahrt im Rhy,
 s Wasser gaitscht und ruuscht.
 Wottscht nit byn is sy?

Der Fährima, dä isch e Schatz,
 und wär s nit glaubt, dä isch e Fratz!
 Rölleli, Redli lauf!
 Mer fahren iber e Rhy!
 Mer fahren iber e Rhy!